

Madleh [Schluss]

Autor(en): **Senn, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zögern kniete Hans mit Angelika vor ihm nieder und bat in stammelnden Worten: „Frommer Vater, Ihr sollt uns segnen fürs Leben! Wir sind Brautleute und ertragen es keine Stunde länger, einander nicht angehören zu dürfen! Seht, schon seit heute morgen trägt mein Mädchen ihren Schmuck; jetzt ist unsere Liebe stärker geworden als unser Wille, den neuen Tag abzuwarten!“ — „Ja, ich will sein Weib werden!“ befannte Angelika, deren Mut sich an der Leidenschaft des Geliebten zu rücksichtsloser Offenheit entflamnte. „Er hat mich aus Not und Elend herausgerissen; ich gehöre nur ihm an, jetzt und in Ewigkeit! Niemand hat ein Recht auf mich: morgen folge ich ihm in seine Heimat!“ Und sie schmiegt sich Haupt zu Haupt aneinander und waren nur noch ein Blick und eine Bitte.

„Der Mönch saß da und betrachtete die vor ihm Knieenden, die die wilde Woge der Weltlust in seine Einsamkeit heraufgeschleudert hatte. Schon oft war an ihn, wie an so viele seines Standes, das Unsinnen sofortiger Vermählung gestellt worden, meistens unter Verheißung reicher Geschenke, und etliche schlimme Erfahrungen hatten ihn vorsichtig gemacht; hier

aber sah er sogleich, daß kein vornehmes Paar, das gegen den Willen der Eltern sich zueinander finden wollte, seinen Segen erflehte, und es hätte nicht erst des Berichtes Angelikas von ihrem Anstern bedurft, um ihm zu beweisen, daß ihr Glück keinem Menschen etwas nahm: die Wahrheit und gläubige Zuversicht, die aus den beiden Gesichtern leuchtete und aller Vergänglichkeit Hohn sprach, sagte ihm genug und rührte wundersam sein Herz. Schon hatte Hans, der sein Schweigen nicht verstand, ein drohendes Wort bereit, da erhob er sich und sagte: „So kommt mit mir zum Altar!“ Aber Angelika bebte zusammen, als sie durch die aufgestoßene Türe das dunkle Innere der Kapelle schaute, und flüsterte: „Nein, hier! Wo Ihr gebetet habt, frommer Vater! Gott ist überall!“, und Hans fügte in beschwörendem Tone hinzu: „Wir stehen nicht auf, bevor Ihr uns gesegnet habt!“

„Da kehrte der Mönch zurück; und vor der schwach von der Ampel erleuchteten Muttergottes mit den sieben Schwertern im Busen legte er Hans und Angelikas Hände ineinander und hielt sie fest, während sie beide mit frohen, vertrauenden Augen an seinem Antlitz hingen.

(Schluß folgt).

Wohl fiel schon Blatt um Blatt . . .

Wohl fiel schon Blatt um Blatt in unserm
Garten,
Wir aber wollten hoffnungsfroh noch warten
Auf eines späten Knöspleins kurzes Blühn —
Da raffte eine helle Nacht es jäh dahin.

Als deine frommen Augen feucht von Tränen,
Ließ ich dein Haupt an meine Brust sich lehnen,
Nahm deine lieben Hände in die meinen,
Doch Tränen hatt' ich nicht mehr, um mit dir
zu weinen.

Carl Senn, Basel.

Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Andern Tags machte sich Willem nach dem Pintlihof auf, der eine Strecke weiter oben auf der andern Seite des Hanges lag. Als er nach einer Stunde von dort zurückkehrte, den Tragkorb mit den Erdäpfeln am Rücken, brannnte auf seiner Stirne der helle Zorn. Nicht einmal Zeit nahm er sich, seine Last auf den Boden zu setzen. Geraden Weges stürmte er hinter das Häuschen, wo er sein Weib mit der Wäsche

beschäftigt wußte. Heiß keuchte ihm der Atem aus der Brust herauf. Wie er Madleh gegenüberstand, brach er los: „So eine bißt also . . . du . . .“ Seine Mut ließ ihn nicht mehr Worte finden. Mit beiden Händen suchtelte er in der Luft herum. Seine Züge waren verzerrt, und seine Augen quollen weit aus den Höhlen hervor. „Eine so gottlos elende Schuldnermacherin muß ich zum Weib haben!“

brüllte er endlich. Madleh war leichenbläß geworden. Das Herz hörte ihr eine Zeit lang auf zu schlagen. Wie versteinert stand sie am Eimer. Ihre Augen blickten, vor Schreck weit aufgerissen, starr auf den Rasenden. Krampfhaft waren die Hände an den Eimerrand gelegt. In ersticktem Schluchzen klang sein Name „Willem!“ von ihren Lippen.

„Schweig ... du ...“ Er hielt seinen Weißdornstoß zum Schlag erhoben.

„Willem ...“ Nun tönte es gellend. In ihren Augen blitzte es auf, und ihre Gestalt dehnte sich.

Der erwachende Widerstand nahm ihm vollends die Besinnung, und klatschend fauste der Stecken auf ihren Rücken nieder.

Mit dumpfem Aufstöhnen sank die vom Schmerz Betäubte in die Knie. Wie Willem sein Weib vor sich liegen sah, kam die Ernüchterung über ihn. Der Stoß entfiel seiner Hand. Er wollte sie aufheben, doch die Last, die er noch am Rücken trug, hinderte ihn. Er machte sich an den Spaltstoß heran und stellte die Gutte darauf, damit er aus den Tragriemen zu schlüpfen vermochte. Als es ihm gelungen war, hatte sein Weib sich schon wieder erhoben. In ihren Augen stand ein namenloses Leid zu lesen, das Willem jedes Wort verwehrte. Er mußte sich abwenden.

Wie Feuer fraßen die Schläge auf Madlehs Rücken. Sie ertrug es beinahe nicht mehr, sich aufrechtzuhalten. Ohne ihn anzublicken, schwankte sie an ihm vorüber und trat ins Haus. Kleinlaut stand er eine Weile auf demselben Fleck. Es war ihm doch nicht recht wohl bei dem, was er getan. Er hätte es gerne ungeschehen gemacht. Dann suchte er sich einzureden: Gereizt hat sie mich, wenn sie schon nicht im geringsten nötig hatte, noch dick zu tun. Schließlich schlich er ins Schöpflein und hantierte irgend etwas, um seinen Gedanken loszuwerden. Da blieb er, bis die Melkenszeit schon längst vorüber war. Es kam eine förmliche Arbeitswut über ihn; zwischenhinein aber horchte er ein paarmal auf, ob sich vom Stall her nichts hören lasse. Er hoffte, Madleh möchte hingegangen sein. Wie aber die Geißen immer ungeduldiger meckerten, da kam wieder die aufbegehrerische Laune über ihn: Jetzt trotzt sie ... Gehst einfach hinein ...

Bist noch zehnmal im Recht, wenn du sie auch geschlagen.

In der Küche stand Madleh am Herd, als er hereinkam und das Geschirr holte. Umständlich machte er sich zu schaffen. Er trat mehrmals an ihr vorbei, ohne sie anzusehen. Sie blieb unbeweglich. Beim Hinausgehen hielt er an der Türe zögernd inne, wie um zu warten, ob sie rede. Sie aber rührte sich nicht. Halb beelendet, halb grimmig brummte er: „Zuleid will sie mir jetzt leben!“

Als sie bei Tisch saßen, war aus Madlehs Gesicht alle Farbe gewichen. Die Augen waren dunkel umrändert und fieberflackernd. Der Rücken schmerzte sie unsäglich. Willem stierte in seinen Teller hinein. Es war ein unfrohes Essen. Als sie sich erhob, hatte sie kaum einige Löffel Suppe hinuntergewürgt. Sie räumte wie abwesend das Geschirr zusammen. Dabei sah er sie einmal scheu von der Seite an. Er sann, wie er sie zum Reden bringen möchte. Wie sie vom Tisch wegtrat, schickte er ihr in zorniger Weinerlichkeit die Worte nach: „Wirst nun so mit mir koldern wollen? Bin, bei Gott, unter das richtige Dach treten, als ich vom Sennhof fort bin!“

Sie wandte sich langsam um. Um ihren Mund zuckte das Weinen, und ihre Augen waren voll Trauer. Er wich ihrem Blick aus. Sie versuchte zu sprechen, aber es verhielt ihr etwas den Ton. Endlich konnte sie reden: „Ich hab's nit verdient, Willem, weiß Gott, ich hab's nit verdient.“ Dabei rann es über die Wangen hinunter, und man hörte, wie es in ihr drinnen schluchzte, so qualvoll und brechend.

Willem wurde es unbehaglich, doch war er froh, daß sie nur nicht mehr in Schweigen verharrte. Sofort verfiel er wieder in sein zänkisches Wesen, wobei er den Beleidigten herauskehrte: „Wenn man einem solches antut! Hundsgschämig war es für mich, als die Pintenhoferin fragte, wie ich die teuren Erdäpfel bezahlte: ‚Soll ich den Wein und den Käse von der Hochzeit auch grad verrechnen?‘ Weißt, schlecht ist das von dir, auf mich hin Schulden zu machen, wo ich schon mein sauer erspartes Löhnlein vergraben muß in das traurig verwahrloßt Heimeli!“ Greinend hatte er das letzte gesprochen, und

nun wischte er sich mit dem Hemdärmel über das Gesicht.

Madleh schaute lang auf ihn hin. Sie war ruhig geworden. Ihre Antwort nahm sich gegen seine kleinen, weinerlichen Worte als etwas Ehrenfestes und Starkes aus: „Auf dich hin war die Schuld nit gemacht, aber dir zulieb hab' ich getan, was ich mir selber niemals würd' erlaubt haben. Nit hintergehen hab' ich dich wollen. Ehrlich soll die kleine Schuld zahlt werden, wie ich die große tilgt hab'. Mein erster Tagelohn ist dafür bestimmt. Die Pintenhoferin hat mir gern ohne Geld die Sach' gegeben, weil sie weiß, daß man dem Dienert-Christen-Madleh vertrauen darf. Fremde Leute haben Zutrauen zu mir, du, der Mann, hast keins und weißt doch, wofür ich die vielen Jahre gelebt hab'. Für schlecht hältst du mich!“

Er fühlte nicht, wie diese Worte noch ein letztes Mal sein Herz suchten, er hörte nur etwas Ueberlegenes darin, das sich gegen seinen giftigen Zorn erhob. Er hatte in seinem Leben nichts Großes, Ehrenfestes zu verzeichnen, kein Opfer, keine Hingabe; er hatte immer nur ein Dasein um den klingenden Lohn gelebt, und darum war in seiner engen Seele auch kein Verständnis für ihr heiß errungenes Recht auf Achtung und Vertrauen, sonst hätte er ihr nicht zu entgegnen vermocht: „Die große Schuld hast tilgt, aber dein Gwerbli hast schandbar verliederlicht, und ich soll jetzt die vielen Schäden ausflücken und gutmachen, was du versäumt ...“ Er ächzte und stöhnte unter dem bloßen Gedanken. Nach einer Weile brach's aus ihm hervor: „Ein Kühlein hab' ich kaufen wollen, wenn ich einmal ein Heimeli hätte, und jetzt muß das Geld so zum Teufel gehen ... Leicht und ruhig hab' ich's die paar Jährlein noch haben wollen nach dem freudlosen Anechten und bekomme nun ein so elend Leben mit Schulden und Sorgen, weil ich einem Weib, das mich angelockt hat, seine Armut füttern soll!“ Ganz übernommen, ließ er den Kopf auf die Arme sinken und schluchzte zum Erbarmen.

Tonlos und zitternd kam es nach einiger Zeit von der Türe her: „Nach Ruh' hab' ich mich gesehnt, wie du ... und wir hätten sie einander auch geben können,

wenn wir sie uns nit selber hätten zerstören müssen!“

Madleh war erschüttert. Endlich ging sie hinaus in die Küche. Neben dem Herd sank sie auf einen Stuhl. Ihre Augen starrten glanzlos in die schwelende Glut. Sie preßte beide Hände aufs Herz. Da drinnen war etwas zerbrochen ...

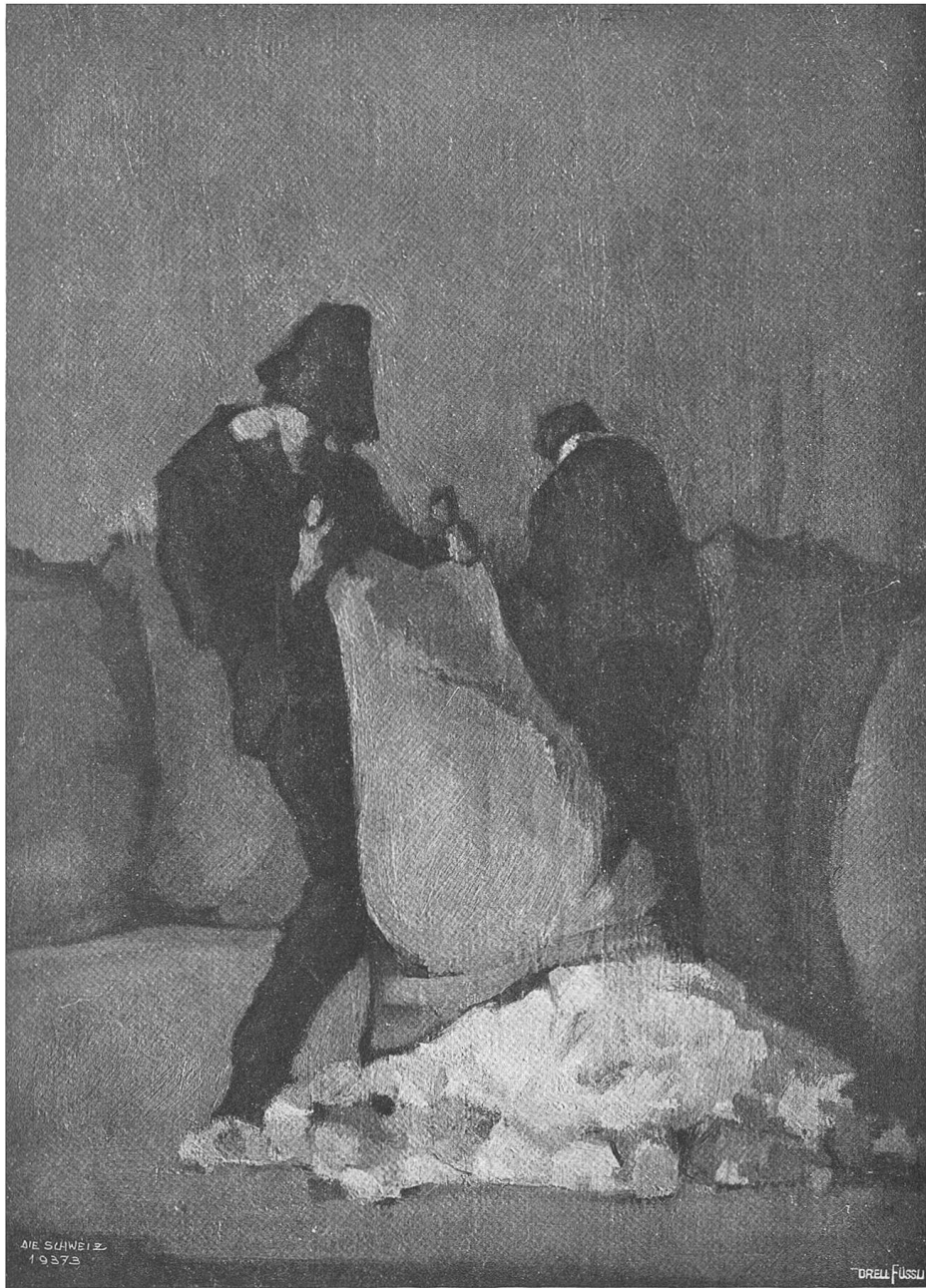
VI.

Die Steinrütteleute haderten grimmig mit dem Herrgott. Noch war kein Futter eingebracht worden. In dünnen Schwaden lag überall das gemähte Gras, und schon zwei Wochen strömte fast ununterbrochen ein feiner Regen aus den Wolken. Wo noch nicht geschnitten war, neigten die überreifen rotbraunen Rippen zur Erde, und die Halme faulten. Die Glöcklein der weidenden Geißen himmelten zornig unter den Tannen hervor, wo die Tiere Bergung suchten. Seit dem Frühjahr hatte die Sonne niemals länger als für einige Stunden das Wolkengrau zerrissen. Ein trüber Dunst füllte die Gegend an und verschloß die Fernen. Nebelseken schlichen über die Hänge und rotteten sich in den Waldschluchten zusammen, um dann mit Windeseile hervorzubrechen und anwachsend über Wald und Flur die feuchte Hülle zu werfen. Die Ausichten für die Ernte waren trostlos. Die Erdäpfel standen mager, mit gekräuselten Blättern. Gerste und Korn war brandig. Mit finstern Mienen und sorgengefurchten Gesichtern ging alles herum. Manch Frevelwort war schon ausgestoßen, allerlei Seufzer und unchristliche Stoßgebellen waren zum Himmel geschickt worden. Die Alten nickten bedenklich mit den Köpfen und erzählten, wie sie als Kinder akkurat einen solchen Sommer durchgemacht und wie dann gegen den Winter hin Menschen und Vieh schier hätten verhungern müssen. Die Baumrinde habe man zu Mehl gemahlen und dieses ins Brot gebacken. Mit jeder Woche seien die Stücklein dünner und winziger geworden. Kartoffelhäute hätten für einen Lederbissen gegolten. Von den Geißen wären bis zum Frühling die Rippenwände und Futterrechen sauber abgefressen gewesen und mit einer heißen Eier seien sie über das Tannenreisig hergefallen, das man ihnen zum Futter gebracht.

Im Häuschen der Lienert-Madleh ging es ungemütlich her. Des Jammerns war kein Ende. Willem tat manchmal wie von Sinnen. Kaum war es dann noch zum Aushalten. Er konnte sich zuweilen in seinem Lamentieren darüber nicht mehr erschöpfen, wie schlecht der Herrgott an ihm handle, wo er es anders verdient hätte wenn überhaupt einer. Madleh war tief unglücklich, doch klagte sie nicht. Seit jenem Vorfall im Frühling war überhaupt eine Aenderung mit ihr vorgegangen. Sie war noch stiller geworden; graue Fäden hatten sich in ihr Haar eingeschlichen. Ihre Augen blickten glanzlos; manchmal hingen sie irgendwo in der Ferne, und die Hände ruhten dabei untätig im Schoß. Dann hörte sie nicht, was Willem ohne Unterlaß keifte und räkelte. Ihr Sinnieren brachte ihn aus Rand und Band. „Natürlich, dir ist's gleich, ob wir etwas haben oder nicht, alle Sorge hast nun auf mich abgeladen. Hätt' dich nie für ein so teuflisch Mensch gehalten!“ Manchmal nahm er einen Anlauf, etwas am Häuschen oder am Stalle auszubessern, aber gar bald dünkte ihn die Arbeit wieder vergeblich. „Müssen ja doch zugrund gehen!“ Endlich hatte man das vom Regen verwaschene Futter unter Dach. Es war nicht besser als Stroh. Als es versorgt war, meinte er in heller Wut: „Hätten wir den elenden Bettel nur draußen verfaulen lassen!“

Der Sonntag war angebrochen. Früh hatte Willem sich erhoben. Beim Morgenessen erklärte er: „Auf den Sennhof geh' ich heut', muß doch wieder einmal sehen, was die Meistersfrau macht.“ Madleh hatte nur mit dem Kopf genickt. Dann war er fortgegangen. Wie befreit hatte Madleh aufgeatmet, als er sich entfernte. Sie sah noch, wie er den Berg hinabeilte; dann nahm ihn der Wald auf. Sie ließ im Häuschen drin alles liegen und setzte sich auf die Bank davor. Es war ein trüber Tag. Die Wolken wanderten, und die Nebel verflatterten nach allen Winden. Vor Madlehs Seele trat plötzlich der Gedanke: Jetzt ist er wieder aus deinem Leben fortgegangen! Wohl schrak sie im Augenblick zusammen, wie dieser Gedanke so scharf und klar einsmals vor ihr stand, doch suchte sie sich seiner nicht zu er-

wehren, ja, sie machte die Entdeckung, daß sie ihn eigentlich ertrug ohne Schmerz. Fast war sie daran zu rufen: „Herrgott, laß es auch wahr werden!“ Aber es hielt sie die Ueberlegung zurück, es möchte dies ein frevles Bitten sein. Die Ungewißheit darüber trieb sie zum Nachdenken an, was denn durch ihn aus ihrem Leben geworden sei. Wirr und ungeordnet stellten sich die Erinnerungen an die vergangenen Wochen ein. Ihre Zahl wuchs sogar ins Ungeahnte. Dinge, die in der Flut der täglichen Kränkungen ohne besondere Beachtung hingenommen worden waren, traten nun, vom Zusammenhang abgetrennt, als neue, schwere Anklagen wider ihn auf. Es wurde Madleh erst jetzt eigentlich so ganz klar, was sie all die Zeit über gelitten hatte, und immer mehr wollte die Bitterkeit überhandnehmen. Daß sie nicht völlig von ihr Besitz gewann, das verhinderte die stets wiederkehrende Frage: Hat er denn allein alle Schuld? Zwar zögerte sie nicht, mit einem überzeugten Ja darauf zu antworten; denn ihre kummervolle Vergangenheit hatte er nie zur Ruhe kommen lassen, wiewohl er doch wußte, was sie darin gekämpft und gelitten. Er hatte dieses alles sogar dadurch zu entwerten gesucht, daß er es beständig als Ursache hinstellte für jedes Mißgeschick und jedes Ungemach in ihrer Ehe. So machte er ihr das Zusammenleben mit ihm zur namenlosen Qual, darunter ihr das Herz blutete. Und . . . und sie hatte nun ja nichts mehr, das ihr Kraft gegeben hätte zum Weitertragen, keine Hoffnung, deren Erfüllung ihre dunkle Not einigermaßen erleichtert haben würde, seitdem sie nun auch wußte, daß ihr Leben tot sei, daß das Muttersehnen, obgleich es stetsfort in ihr drinnen schrie, für immer unerlöst bleiben mußte . . . Soweit hatte sie endlich über ihr Leben Klarheit, volle, bittere Klarheit. Gewiß, seine Schuld war groß und schwer. Sie stand ihr unleugbar fest. Aber die Frage ließ immer noch nicht von ihr ab: Hat er denn allein sie ganz? Madleh prüfte und erwog. Sie hatte ihm vertraut, so völlig und rückhaltlos vertraut. Er hatte ihr Vertrauen vernichtet! Aber war es klug von ihr gewesen, es so blindlings zu tun? Klug? Wenn das Herz sich so sehnt, nach heißem Mühen einen Ruheplatz zu finden,



Turnus 1915.

Adolf Holzmann, Zürich. Der Lumpensammler.
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

Frieden zu haben, stille Raft, und dazu noch eine Sehnsucht aus unerfüllten Wünschen ruft, wer will da richten? Aber hatte sie einen Anspruch auf solches alles, ein heilig Recht? Ja? Nein? Da lag es wohl. Als die Aufgabe von ihr vollbracht worden war, zu deren Erfüllung sie ihre Jugendjahre hergegeben, da hatte sie nicht erkennen wollen, daß ihr Leben nun gelebt sei, die Dämmerzeit bereits im Anzuge sei, die Gnadenfrist, in der man nochmals über das Ganze Rückschau hält, ehe man sich zum Aufbruch rüstet, doch nicht mehr zu frischem Beginnen Hand anlegt. Sie aber war so vermessen gewesen, diese Frist noch für einen neuen Lebenstag zu fordern, den nun gar bald das Dunkel verschlungen hatte, das Dunkel, das noch weit schwerer lastete als die Mühen und Plagen der verwichenen Stunden . . . In diesem vermessenen Fordern gestand endlich nach langem Sträuben Madleh ihre Schuld zu. Ihr Herz zuckte dabei, doch sie hatte nicht mehr den Mut, die Wahrheit zu leugnen. Durch den Tag begleitete sie diese herbe Wahrheit.

Der Abend war angebrochen. Sie hatte ihre Not den ganzen trüben Tag über mit sich herumgeschleppt. Je mehr die Stunden der Nacht zueilten, desto größer wurde ihr Bangen. Sie wartete der Heimkehr ihres Mannes und war jeweils doch vom Entsetzen erfaßt, wenn sie seine Schritte zu hören wähnte. Der Himmel stand dunkel. Die Wolken zogen. Hier und dort wurde ein Stern sichtbar. Wo der Himmel auf den fernen Bergkämmen ruhte, hatte er einen bleichen Lichtsaum. Jrgendwoher vernahm man das Gekläff eines Hundes, das das Schweigen noch tiefer empfinden ließ. Vom Tal herauf hallten die Glockenschläge, wenn Madleh meinte, viele Stunden seien inzwischen bereits zerronnen und die Ewigkeit wäre angebrochen. Erst lange nach Mitternacht suchte sie ihr Lager auf.

Der folgende Tag ging dahin, ohne daß Willem zurückkehrte. Am Dienstag gegen Mittag brachte ein Hüterbube vom Sennhof die Botschaft: „Euer Mann läßt Euch sagen, er bleibe für einige Wochen droben, bis der verunglückte Knecht wieder heil sei. Ihr sollt mir von seinem Gewand mitgeben.“

Frau Madleh rang schwer nach Atem. Endlich konnte sie den Buben hereinkommen heißen. Sie stellte ihm eine Schüssel Milch auf und Brot. Während er aß, ging sie in die Kammer. Eine Weile stand sie vor sich hinstarrend; sie mußte sich wieder besinnen, was sie denn da drinnen zu schaffen hätte. Dann holte sie Willems Werktagskleider herbei und legte sie zusammen. Dem Trog entnahm sie das Tuch, in das er seine Habe eingehüllt hatte bei seinem Kommen. Dabei gewahrte sie, daß noch einige Dinge in der Truhe lagen, die ihm gehörten. Ohne zu wissen, was sie tat, packte sie diese zum andern, auch das Zwilchstücklein, in dem er sein Geld verwahrte. Wie sie das Tuch zuband, kam ihr erst zum Bewußtsein: Alles haßt nun hineingelegt, was ihm gehört. Unter dieser Wahrnehmung reifte in ihr ein Entschluß. Sie schlug die Hände vor's Gesicht, und ihr Kopf sank auf das Bündel nieder, davor sie kniete. Ihre Glieder zuckten, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Leib. Als sie nach einiger Zeit sich erhob, waren aber keine Spuren von Tränen in ihren Augen. Sie nahm das Bündel auf und wankte damit hinaus. Der Bub war mit Essen fertig. Er stand auf und schnallte die Last auf den Rücken.

„Schwer ist's aber,“ meinte er zu Madleh gewandt.

Sie nickte mechanisch. Als er schon über die Haustürschwelle getreten war, sprach sie mühsam und mit gebrochener Stimme: „Kannst ihm sagen — dem Mann — alles sei drinnen, weil — weil er doch lieber wieder auf dem Sennhof bleiben und nicht mehr in den Steinrüttiler kommen soll.“

Verstört glockte sie der Bub an. Endlich wandte er sich, und zögernd ging er den Berg hinab. Madleh hatte den Arm an den Türpfosten gelegt, und darauf preßte sie die hämmernde Stirne. Ihr war, als ob der Boden unter ihren Füßen wankte . . .

Als ihr die klare Besinnung wiederkehrte, da fühlte sie mit stechendem Schmerz, wie arm und leer es in ihr drinnen sei. Sie sann und sann während vielen Stunden, womit sie diese fürchterliche Leere auszufüllen vermöchte. Wie sie nichts fand, das hiefür taugte, und die

Leere immer glühender brannte, wie es sie nirgends mehr litt, da tat sie etwas, das sie zuvor noch nie getan. Als triebe es sie gewaltsam, lief sie hinauf zum Friedhöfchen, droben am Waldrand, und warf sich über das grasbewachsene Grab, das im Winter aufgeschüttet worden war, und da schrie ihre Seele, schrie so heiß und wild: „Mutter, Mutter, nun komme ich doch wieder zu dir! Gelt, schickst mich nit fort, wenn ich schon ein so schlechtes Kind gegen dich gewesen bin und dich so lange vergessen hab'! Mutter, hörst mich, dein Madleh ...“

Lange redete sie mit der Toten. Es war schon finstere Nacht, als sie heimwärts

ging. Es wühlte nun nicht mehr so verzehrend in ihr. Sie mußte nun einen Weg, den Herz und Gedanken fortan nehmen durften. Am folgenden Tag kramte sie in Mutters Sachen. Da fand sie auch die alte Bibel, vor der jene früher oftmals gelesen. Sie schlug sie auf und las und las. Dabei traf sie auf die Worte: „Herbei, zu mir, ihr Müde gewordenen und Schwerbeladenen, ich will euch stille Rast geben ...“

Rast — die sie, die Müde gewordenen so verlangend gesucht! Nun doch noch! Es ging ihr ein mal ein Lichtlein auf für die stille Dämmerzeit ...

Der Weg der Schmerzen

Hoch in den Bergen wars. Auf schlimmem Pfad
 War wochenlang verbissen ich geklommen,
 Wo zwischen Fels und Grat die Klüfte schauern,
 Empor, wo auch der Enzian nicht blüht.
 Und todesmüd, auf schneeüberwehter Höhe
 Setzt ich mich hin. Da sah ich dich, mein Herr.
 Der Firnwind pfiß und schlang dein wirres Haar
 Zerzaust um deiner Dornenkrone Stacheln.
 Du standest da und schautest in die Fernen
 Zu Gletscherhöhen ruhig still hinan.
 Ich kroch zu dir verlehrt und todesmüd:
 „So ist's vorbei! Ich bin bei dir, Erlöser,
 Mein schlimmer Weg kam jetzt zu einem Ende;
 Denn auch für mich nimmst du die Dornenkrone!“
 Er wandte nicht den Blick und schaute nur
 Zum Firn hinan, als such er seinen Weg.
 Zu seinen Knien sank ich todesmatt:
 „Du weißt, was ich gelitten Jahr um Jahr
 Und ruhlos, friedlos meine Wege klomm,
 O Herr, Erlöser du, mein letzter Hort!“
 Er löste jäh sich los. Und seine Krone
 Riß er mit starrem Blick vom Haupte sich
 — Es klebte Blut daran und wirres Haar —
 Und drückte sie mir hart um meine Stirne.
 Und mühsam durch den feinen Schnee schritt er
 Davon, lautlos, den Gletscherfirnen zu,
 Die einsam ins Unendliche sich reckten.
 Ich aber zwang mich auf. Und noch einmal
 Sah ich ihm nach — und klomm dann schräggewandt,
 Entgegen ihm, die Berge steil hinan
 Und fühlte heiß vom Haupt die Tropfen rinnen.